Die arme Schneiderin.

Original-Erzählung aus dem Berliner Alltagsleben.

Von Arthur von Loy.

1. Capitel.

„Eine arme Schneiderin?....“ fragt erstaunt der Leser oder vielmehr die Leserin. „Da sind aber Eigenschafts- und Hauptwort gar wenig passend zusammengestellt! Eine arme Schneiderin giebt es heutzutage nicht mehr, sie müßte denn ganz erschrecklich ungeschickt und arbeitsunlustig, um nicht zu sagen faul, sein. Diejenigen Schneiderinnen, welche das Glück haben, im neunten Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts zu leben, sind meistens recht hochmüthige wohlhäbige Geschöpfe, oft besser gekleidet und stolzer auftretend als ihre Arbeitgeberinnen, Persönlichkeiten, denen die weibliche Eitelkeit unaufhaltsam goldene Eier in den Schooß schüttet, anspruchsvolle Damen, die das feinste Essen und eine großartige Bedienung verlangen und die man außerdem noch zart behandeln und liebenswürdig umschmeicheln muß, damit sie sich nur überhaupt herablassen, auf so und so viele Tage die Tyraninnen der Familie zu spielen. Zuletzt ziehen sich dann diese beneidenswerthen Wesen als Rentieren vom Geschäft zurück, heirathen noch, oder kaufen sich Villen in den Zukunftsstraßen Berlins. Dies Alles kommt daher, daß, wie sich die meisten Bedürfnisse in der Welt steigern, so auch der Verbrauch der Damen- und Kindergarderobe in den letzten Jahrzehnten unendlich viel größer geworden ist. Dazu sind die neuen Moden so komplizirt, daß der bescheidene Weg der Selbstanfertigung der eigenen Kleidungsstücke leider immer weniger beschritten werden kann. Und obgleich, wie immer, wenn ein bestimmter Nahrungszweig blüht, der Zudrang zum Schneiderinnen-Handwerk heuer riesig ist, so reichen die vorhandenen Kräfte doch noch immer nicht aus. Der Fluch der Ueberfüllung, der sonst so viele Fächer der Industrie und des Geistes schädigt, trifft, nebenbei gesagt, selten Diejenigen, welche ihren Lebensbedarf vom weiblichen Publikum beziehen. Denn das ist wie ein unerschöpfbares überbrausendes Meer mit seinen Ansprüchen, und dabei zahlungslustig bis zur Verschwendung, wenn nur die liebe Eitelkeit gehörig in Mitleidenschaft kommt und die Interessenten es verstehen, dieselbe tüchtig auszubeuten.

So dürfte man denn also vielleicht annehmen, daß „die arme Schneiderin“ nur noch in den weltfernen Begriffen irgend eines unpraktischen Poeten, oder in dem speculativen Hirn eines Schriftstellers existirt, der mit einer derartig unwahr und billig aufgeputzten Heldin gern Rührung erzielen möchte, auch wohl darauf sinnt, die „arme Näherin“ zu modernisiren und zum eigenen Besten auszuschlachten, welche vor etwa fünfzig Jahren in allen Schattirungen bis zur sentimental-romantischen Grisette herab die Literatur beherrschte und nahezu classisch war. Doch solche Typen verschwinden mit ihrer Zeit. Der Nähmaschine nützlich prosaisches Geklapper hat schon lange die leidensvolle Gestalt der armen Näherin aus der Welt geschafft, und selbst das wunderschöne, herzbewegende „Lied vom Hemd“, Thomas Hoods berühmte Dichtung, tönt der heutigen Generation an's Ohr wie ein melancholischer Accord aus den längst überwundenen Tagen der Vergangenheit.

Und doch war Else Frank eine arme Schneiderin in *.... Das kleine junge Ding bewahrheitete leider zum eigenen Schaden den alten Satz: „Keine Regel ohne Ausnahme“.

Mehrere Ursachen vereinigten sich, um Else Frank auf keinen grünen Zweig kommen zu lassen. Ein Hauptgrund war ihre Kränklichkeit. Und doch konnte von einer solchen eigentlich nur die Rede sein....eben weil sie schneiderte! Wenn sie sich nicht überanstrengte und überhastete, wenn sie nicht den ganzen Tag sitzend verbringen mußte, sondern sich auch etwas bewegen und umherhantiren durfte, am sichersten.... wenn sie gar nichts that, und nur blühte wie die Blume auf dem Felde, ja dann war sie frisch auf, fröhlich und gesund, obgleich freilich immer noch mit einer unüberwindlich zarten Constitution behaftet. Sie hätte die Devise über ihre Thür schreiben können: Ich arbeite, um zu leben, wenn ich aber leben soll, darf ich nicht arbeiten! Das war eben ihr hartes Schicksal, daß ihre Natur sich im Conflict mit ihrer Stellung befand! Sie mußte schaffen Tag für Tag, rastlos, um nicht zu verhungern! denn nie wollte es ihr gelingen, sich etwas im Voraus zu sparen! Immer wieder verdammte sie das Schicksal, von der Hand in den Mund zu leben. Und dabei boten ihr ihre übrigen Verhältnisse nirgends eine Unterstützung. Sie glich einem armen Entlein, welches die Vorsehung ganz allein auf einen großen Teich gesetzt hat, in dem das bekannte Unkraut, die sogenannte grüne Wasserpest wuchert, die hier mit Noth gleichbedeutend zu nehmen ist. Mit allen seinen verzweifelten Anstrengungen gelingt es dem Entlein doch immer nur, sich einen ganz kleinen Kreis frei zu erhalten, in dem es frei umherschwimmen kann. Erlahmt es aber nur kurze Zeit, dann schließen sich die bösen Nixenarme der tückischen Elodea canadensis unter dem Teichspiegel, das Wasser versumpft, und das arme Entlein, nachdem es also um sein Element gebracht worden, muß elendiglich umkommen.

Es gibt so viele Menschen, die zu fein und zu vornehm für ihren Stand sind. Man begegnet solchen Zuständen fast alle Tage, so selten man das auch beachtet und bemitleidet. Im Gegentheil, die Welt besitzt sogar eine gewisse Vorliebe, den Aermsten, die an einem derartigen Grundfehler ihres Schicksals leiden, noch gar strenge mores zu lehren. Jedermann fühlt sich berufen, diese unsicher umhertastenden Gestalten zu tadeln, nach einer Art von moralischem Abhärtungssystem zu behandeln, und schließlich noch auszulachen. Einigermaßen ist die böse Welt ja damit entschuldigt, daß die Aeußerungen eines solchen Conflictes bei den meisten Individuen verhüllt und leider oft ziemlich verschroben sich zeigen, je nach dem Charakter der Letzteren gewöhnlich kläglich, komisch, widerspruchsvoll und zuweilen auch geradezu unausstehlich. Aber es ist wahrlich nicht lächerlich, sondern tragisch, nicht in seinen Stand zu passen. Besonders, weil uns fast immer das Schicksal mit eisernen Fesseln daran festschmiedet, und jeden Versuch, sich über dasselbe zu erheben, mit grausamer Buße belegt. Das ist nur den Starken, den Genies gegönnt, daß sie sich zum Herrn ihrer Verhältnisse machen, und nach selbstgeschaffenen Gesetzen leben dürfen.

Leider aber besaß Else Frank nicht im allermindesten den Aufschwung noch auch die straffe Faser des Genies, sondern sie war ein schwankes Rohr im Winde, eine specifisch leidensfähige Natur. Selbst an der eingeborenen weiblichen Widerstandsfähigkeit mangelte es ihr in überraschender Weise. Denn die schönen Eigenschaften der Sanftmuth und Geduld, die Else's Character in so hohem Grade zierten, verstand sie keineswegs so auszunützen, wie manche anderen schlauen Damen, die sich daraus vorzügliche Waffen im negativen Sinne zu schmieden wissen, wobei dann freilich die „Schlangenklugheit“ zur größeren Geltung kommt, als das „ohne Falsch“ der Tauben. Else zog im Kampfe mit der Welt überall den Kürzeren, und stieß sich immer wieder das Köpfchen wund an den scharfen Ecken und Kanten des Lebens. Sie war eben zu fein und zu vornehm für Alles, was sie that und nicht that, für ihre Beschäftigung, für ihre Umgebung, für den ganzen Zuschnitt ihres Daseins. Auch harte sie bereits einen jähen Wechsel der Lebensverhältnisse durchmachen müssen. Durch Elses arbeitsvolle und sonnenlose Gegenwart zog gleich den Klängen einer Aeolsharfe über Trümmer die Erinnerung an eine glückliche Kindheit, welche die Liebe schmückte und die Wohlhabenheit beschirmte. Nun war Else arm, verwaist und in einem Grade alleinstehend, wie es für jugendliche Personen wirklich selten ist. Die Wittwe eines Vetters, die übrigens noch in einer anderen Stadt lebte und sich gar nicht um Else kümmerte, stellte ihre nächste Verwandte dar. Das einsame junge Mädchen war daher schon deshalb wie wenige Seinesgleichen auf freundlichen Schutz gewährenden Anschluß hingewiesen, etwa an ältere verständige Personen und an gutartige Jugend- und Altersgenossinnen. Doch leider fehlte es gerade in diesem letzteren Punkte gewaltig! Besonders die jungen Schneiderinnen, Modistianen, Confectioneusen u. s. w., kamen Else, die allerdings eine ganz andere Erziehung genossen hatte, als jene, oft trostlos, oberflächlich und ungebildet vor. Sie konnte sich gar nicht mit ihnen eingewöhnen, Alles, was Jene erfreute, interessirte sie nicht, und was ihnen Schmerzen bereitete, begriff sie nicht. Die Vergnügungen dieser jungen Damen waren ihr viel zu geräuschvoll, die Neigung derselben zum Klatsch und zur Intrigue theilte sie nicht, und deren unleugbar zuweilen etwas fragwürdige erotische Angelegenheiten stießen sie vollends zurück.

Nur ein einziges wirkliches Freundschaftsbündniß hatte Else im Laufe der Jahre geschlossen, und zwar mit der kleinen Putzmacherin Marie Jäckel, einem lieben klugen Mädchen mit dem besten Herzen, den schönsten Zähnen und den freundlichsten blauen Augen von der Welt. Aehnlichkeit der Verhältnisse, zufällige Nachbarschaft, namentlich aber die gleiche Reinheit der Seelen waren die Bindemittel dieser ganz idealen und wirklich rührenden Freundschaft gewesen. Doch konnte es nicht ausbleiben, daß Mariechen Jäckels treffliche Eigenschaften auch bald noch von anderer Seite gewürdigt wurden, und die kleine Putzmacherin einen Anbeter fand, der sich gar rasch in einen honetten Bräutigam verwandelte. Wie immer der Fall, änderte diese neue Beziehung die alte Freundschaft, und der brave Kunstschlosser, der wahrlich an sich kein Störenfried war, stand trotz aller Gegenversicherung doch plötzlich trennend zwischen den beiden jungen Mädchen.

Zum anderen Geschlecht wurde es überhaupt der schüchternen, sensitiven Else noch viel schwerer, irgendwelche Stellung zu nehmen. „Die jungen Herren“ ihres Kreises gingen meistentheils ziemlich achtlos an ihr vorüber, obgleich sie ein ganz hübsches Mädchen war, besonders, wenn man sie recht genau ansah. Das geschah aber selten, denn einmal existirten die jungen Leute für Else nicht, falls dieselben etwa rohe Manieren hatten oder sonst unliebenswürdig waren, zweitens ist gerade in diesen Ständen ein außerordentliches Entgegenkommen von der weiblichen Seite Mode, wozu Else vollständig unfähig war. Doch soll keineswegs behauptet werden, daß sie nicht auch selbst einen ganz netten eingeborenen Fonds weiblicher Koketterie besessen hätte, und daß ihr die Männerwelt völlig gleichgiltig gewesen wäre! Im Gegentheil, es lebte ein starker Drang nach zarter Hingabe in ihr, dem freilich eine rührende Keuschheit ihres gesammten Wesens entgegenstand, das keinen frivolen Gedanken kannte und vor jeder auffälligen und gemeinen Handlung zurückbebte.

Trotzdem..oder vielmehr gerade deshalb hatte bereits ein Mann das Schicksal in Elses Leben gespielt! Wie könnte denn auch ein junges Mädchen bis in die oberen zwanzig hineinkommen, ohne Liebe zu emfinden?.... Doch davon später.

Als Else frühzeitig das Unglück traf, die Eltern zu verlieren und damit aus gesicherten Verhältnissen in die allerunsichersten versetzt wurde, da hatten wohlwollende Menschen ihr gerathen, das Schneiderhandwerk zu erlernen, in richtiger Abschätzung der betrübenden Thatsache, daß die geistige Arbeit schlechter, als die praktische ernährt. Denn es war immer ein starkes Herabsteigen, welches hier einer Tochter des höheren Bürgerstandes zugemuthet wurde. Doch der Gesellschaftsfräuleins gab es schon so viele, und um Gouvernante oder Lehrerin zu werden, vielleicht eine Anstellung an einer öffentlichen Schule zu erringen, hätte es für Else noch einer längeren und kostspieligen Ausbildung bedurft. Dazu fehlten aber absolut die Mittel; selbst das Lehrjahr des Schneiderns konnte nur durch eine großmüthige Sammlung ermöglicht werden, welche die barmherzigen Rathgeberinnen unter sich anstellten.

Diese hatten ja dem armen Kinde zweifellos eine außerordentliche Wohlthat erzeigt, aber es war doch keine Frage, Else aß ein furchtbar hartes Brot. Sie konnte mit bestem Willen ihre Eigenthümlichkeit nicht überwinden. Wollte sie wirklich Gutes leisten, so mußte sie sehr langsam arbeiten. Verlangten die Verhältnisse jedoch, daß sie ein Kleid sozusagen „fertig heren“ sollte, dann verschnitt sie sich, nähte ungenügend und beeinträchtigte dadurch natürlich wesentlich ihren Ruf als geschickte Schneiderin. Wenn sie auswärts arbeiten mußte, so ließ sie sich zu rasch einschüchtern vom Sturm der Ansprüche, der alsdann über sie dahin brauste und an dem sich die eitlen jungen Töchter des Hauses nicht am wenigsten betheiligten. Der Kardinalpunkt ihres Mißgeschicks bestand jedoch darin, daß Else auf ihren Stellen trotz Nähmaschine schlechterdings nicht in zwei Tagen ein Kleid vollständig fertig zu schaffen vermochte, wie man es jetzt von einer tüchtigen Schneiderin zu verlangen gewohnt ist. Ein dritter halber oder ganzer Tag war ihr leider fast immer nothwendig für solche Aufgabe. Auch das verschuldete in erster Linie ihre Kränklichkeit, denn Else's Gesundheit gerieth fast immer ins Schwanken, wenn die junge Schneiderin andauernd außer dem Hause arbeiten mußte. Sie besaß nun einmal nicht die robuste Natur, welche der Erwerb bedingt, und ihr zarter Körper vertrug es nicht, heute in einer kalten Stube, morgen in einer überheizten sitzen zu müssen, und dabei alle Tage fette Küche nach anderer Methode bereitet zu genießen. So kam Else gewöhnlich schon blaß und matt, mit einseitigem Kopfschmerz behaftet, hin zu ihren gestrengen Damen, und war dann keineswegs Herrin ihrer Kräfte und der Situation überhaupt.

Das Letztere ist nämlich noch eine ganz besondere Kunst, die wohlerlernt sein will, und nicht nur perfectes Schneidern, sondern noch ganz andere und viel höhere Eigenschaften verlangt. Wir Väter, Gatten und Brüder, die wir die unangenehmen Zeiten der Schneiderei in unseren Familien gleich einem unvermeidlichen, periodisch wiederkehrenden Ereigniß ertragen, das uns zeitweise aber die eigene Häuslichkeit so verleidet, daß wir derselben nur zu gerne entfliehen, und mit Galgenhumor die Dinge daheim bewitzeln, wir ahnen gar nicht, welch' weibliches Feldherrngenie alsdann unter unserem Dache weilt! Denn erfordert es nicht ein Riesencapital von Menschenkenntniß, Schneidigkeit und Klugheit, sich alle paar Tage in einer anderen Familie zurechtzufinden? Das bedingt ein feines und consequentes Charakterstudium. Da ist jede einzelne Dame zuvörderst zu überzeugen, daß, trotzdem ihr die Natur zwar die Figur einer Venus gab, sie doch alle anderen Schneiderinnen mit ihren Machwerken bis zur Vogelscheuche entstellten. Dann folgt als Hauptaufgabe, die herrschende Persönlichkeit des Hauses rasch herauszufinden, und derselben ebenfalls tüchtig zu schmeicheln. Außerdem aber ist besonders nicht zu verfehlen, diejenigen Mitglieder der Familie gehörig zum Helfen bei der Arbeit heranzuziehen, bei denen man solches allenfalls wagen kann. Denn anders vermag eine vielgeplagte Schneiderin den hochgespannten Anforderungen des Vielleistens, die nun leider einmal an sie gestellt werden, nicht zu entsprechen. Ach, und all den vornehmen Kammerjungfern und andern hochnäsigen Hausgeistern, mit denen eine Schneiderin ersten Ranges in Berührung geräth, immer gerecht zu werden, sich dieselben zu Freunden zu gewinnen und zu erhalten, ist wahrlich auch keine Kleinigkeit!

Mochte nun doch noch ein Rest von Hochmuth in Else stecken, kurz mit Domestiken wußte sie sich bedauernswerther Weise ein für alle Mal nicht gut zu stellen. Und die erwähnten Rücksichten beobachtete sie auch leider fast gar nicht, im Gegentheil, sie pflegte sogar bisweilen ihre Brodgeber dadurch zu verletzen, daß sie trotz ihrer angeborenen Anmuth und Bescheidenheit als ein natürlicher Charakter kein Heucheln gelernt hatte, und keineswegs dazu neigte, alles einzustecken, sondern ihre Geduld sogar ziemlich rasch ein Ende finden konnte. Doch Elses Zornesäußerungen glichen dem Stich der Mücke, der er selbst am schlechtesten bekommt. Sie siegte nie und mußte oft weinend wieder auftrennen, was ungeschickte Helferinnen verdorben hatten, wobei man ihr noch auf das Herbste Langsamkeit und Unzulänglichkeit vorwarf. Das gewöhnliche Verhältniß von Hammer und Amboß, wobei natürlich sonst immer die Schneiderin die Rolle des scharfen Hammers übernimmt, kehrte sich für die arme Else stets vollständig um. Sie stellte den bedauernswürdigen Amboß vor, auf den die ganze Kundschaft sonder Erbarmen loshämmerte. Und dann folgte noch ein Nachspiel welches bei weitem das Schlimmste von Allem war. Nämlich, wenn Else sich in der beschriebenen Art und Weise auf einer Stelle zwei Tage lang hatte abhetzen und quälen müssen, dann wurde der dritte Tag jedesmal zur bösen Leidenszeit für sie. Else mußte ihn gewöhnlich, mit Migräne und Magenschmerzen behaftet, im Bett zubringen, war also arbeitsunfähig, mithin doppelt geschädigt. Solches verdankte sie den Frauen und Töchtern der Besitzenden, die, obgleich sonst so verschwenderisch, dem armen Mädchen entweder aus Geiz oder Gedankenlosigkeit das Lohngeld für den dritten Tag nicht opfern wollten! Das erst würde die wahre Humanität bedeuten, wenn die oberen Klassen sich herabließen, auch einmal Rücksicht auf die Individualität Derer zu nehmen, die ihnen dienen. Und zwar würde sich dabei der Arbeitgeber schließlich ebenso gut und noch besser befinden, als der Arbeitende selbst.

Aber wenn Else zu Hause arbeiten konnte, dann machte sich die Sache ganz anders. Sie lieferte Vollkommenes und entpuppte sich als ein Kleidergenie ersten Ranges. Es war eine Lust zu sehen, wie angegossen ihre Mieder saßen, wie sauber sie inwendig ihre Fischbeintaillen aussteppte, und wie anmuthig und modern und genial sie die Röcke zu raffen verstand. Dann erfuhr ja eben Niemand, ob sie zwei oder dreiTage—bisweilen sogar vier — an einem derartigen hübschen Kostüm arbeitete, keiner redete ihr dazwischen und ärgerte sie. Else wurde auch dann gewöhnlich nicht krank, denn die wenigen häuslichen Funktionen, die sie nebenbei für sich besorgen mußte, waren ihr recht gesund. Sie besaß überhaupt viel Lust und Liebe für ein ordentliches Hauswesen, sie war sehr anstellig, und verstand von allen jenen kleinen Dingen etwas, die den Reiz und die Poesie des Familienlebens bestimmen.

So selten Else mit Kindern in Berührung kam, so konnte man z. B. nichts Anmuthigeres sehen, als wenn sie gelegentlich ein Kind in ihre Arme nahm, sie entwickelte das Geschick einer jungen Mutter, lieblich gemischt mit der unschuldigen Grazie der Jungfrau. Die arme Schneiderin war so recht zu einer reisenden kleinen Hausfrau geboren, und leider gar nicht für die Ausübung eines Berufes veranlagt. Die wahre Weiblichkeit sträubt sich ja ohnedies stets gegen die Profession, und befände sich dieselbe auch ganz auf den Feldern, welche speciell der Frau von der Natur unterstellt sind. Doch was hilft es? Auch die Zarten und Sensitiven müssen mitarbeiten in den langen Reihen der menschlichen Drohnen, wenn sie kein Geld und keinen Mann haben, einerlei ob der schöne Blüthenstand der Seele dabei verfliegt oder nicht.

Strengte sich Else im Eifer der Arbeit doch wohl auch einmal zu Hause zu sehr an, nun da hatte sie ja die schöne, mit Lindenbäumen beflanzte Straße im stolzesten Theil von Berlin-Westen zu ihrer Verfügung, in der sie wohnte, natürlich vierTreppen hoch in einem Hintergebäude. Dann brauchte sie nur ein halbes Stündchen spazieren zu gehen, wenn die fatalen, nervösen Stiche im Kopf sich wieder fühlbar machten, oder ein Schwindelanfall sie bedrohte, um nachher erfrischt und geheilt wieder ihre Arbeit aufnehmen zu können. Was würde aber selbst die humanste Kundin gesagt haben, wenn ihre Schneiderin plötzlich ihre Atlasrobe hätte liegen lassen, und draußen in der Straße ein Weilchen auf und nieder spaziert wäre?

Lieferte Else dann stolz und froh bewußt ihre seidenen, gestickten und spitzenbesetzten Kunstwerke ab, so waren die Empfängerinnen allerdings immer hochbefriedigt, aber auch meist ganz erstaunt. „Sehen Sie wohl, Fräulein Frank, wenn Sie nur wollen, dann können Sie ganz Vortreffliches leisten und arbeiten wirklich fast wie eine perfekte Schneiderin“, meinten diese dann naiv, noch im Lobe Tadel bergend.

Natürlich setzte Else Alles daran, was nur irgend möglich war, um ausreichende Kundschaft für das Haus zu erlangen. Sie hätte ja ein „Atelier“ gründen, ein Riesenschild vor ihrer Thüre anbringen und eine Anzahl Nähmädchen anwerben können, jene weißen Sklavinnen der Neuzeit, die das Meiste anfertigen, was in die Welt geht unter dem Namen der berühmten Schneiderin X., Y., Z.. und derselben noch Lehrgeld obenein bezahlen müssen. Doch Else sah zwar das Ziel vor Augen, konnte es aber doch nie erreichen. Leider gelang es dem alleinstehenden, stets viel zu bescheidenen, und im Schwindel gänzlich ungeübten jungen Mädchen keineswegs, den festgegründeten stadtbekannten Ruf zu erwerben, der zu solchen Unternehmungen eben so unumgänglich nothwendig ist, wie das hier auch fehlende Capital. Ihr Leben blieb immer die alte Sisyphusarbeit, Else mußte jeden Tag wieder von vorn anfangen, und sich geduldig weiter quälen und unterschätzen lassen, hierbei das Schicksal vieler Tausende theilend, denen es ebenfalls nicht vergönnt ist, jenen angenehmen Punkt zu erreichen, von dem aus es sich leicht zum Gipfel steigen läßt, und den der Volksmund in seiner höchsten Potenz mit dem tiefwahren Satz illustrirte: „Wer nur die erste Million hat, braucht um die zweite nicht weiter zu sorgen!“

2. Capitel.

Das hochaufgebaute Quergebäude, worin Else Frank wohnte, und das ausschließlich auf den „kleinen Mann“ berechnet war, bildete die einigermaßen überraschende Kehrseite eines großartigen Miethspalastes in Berlin-Westen, und gehörte einem spekulativen Eigenthümer, der trotz der Vornehmheit seiner Gegend nicht auf die lukrativen Einnahmen verzichten wollte, welche aus Miethen der Armuth in die Taschen des Reichthums zu fließen pflegen.

Zeigte nun der elegante Vorderbau bis zu den Zinnen die ganze Prachtüberladung, welche für die Wohnungen der obersten Zehntausend neuerdings allgemein beliebt wird, so erschien das Hinterhaus mit all' der unbarmherzigen Nüchternkeit und öden Einfachheit errichtet, welche leider das Nützlichkeitsprinzip so oft begleiten. Trotzdem aber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, beeinträchtigte die enge Verschwisterung der beiden Häuser wesentlich den vornehmeren Theil. Angenehm war es z. B. nicht für die Miether in demselben, das über den stolzen, mit Mamor und Gold ausgeschmückten Flur ihres Parterres der gesammte Troß der Hinterhäusler seinen Verkehr mit der Straße bewerkstelligen mußte. Der Hof freilich, der sich zwischen den beiden Häusern ausdehnte, durfte als ein Mustereremplar seiner Gattung gelten, und besaß fast keine einzige der Untugenden, die sonst Berliner Höfe kennzeichnen und die namentlich darin bestehen, daß die zu hoch und zu nah aufgeführten Mauern die sämmtlichen nach hintenheraus gelegenen Zimmer verdunkeln, und daß die Fenster, wenn sie geöffnet werden, anstatt frische Luft hereinzulassen, gegenseitig den Schlafdunst austauschen. Dieser Raum war groß genug, länglich viereckig, und erinnerte mit seiner sauberen Asphaltirung, dem wohlgepflegten grünen Rasenfleck in seiner Mitte, worauf zwischen zierlichen Gartenanlagen sogar sich ein kunstvoll aus Granit gestalteter Springbrunnen befand, der an Sonn- und Festtagen einen schlanken Wasserstrahl gen Himmel sandte, ungefähr an den inneren Schloßhof eines kleinen Fürsten oder sonstigen reichen Großgrundbesitzers aus der Provinz.

Den Hauptschaden aber fügte das Hinterhaus dem Vorderhause dadurch zu, daß es ihm eine Aussicht verstellte, auf die hin der Besitzer sich hätte dreist erlauben können, die Miether ums Doppelte zu steigern. Nämlich, das Quergebäude stieß mit seiner Rückseite an einen wundervollen Gartencomplex, aus den Fenstern der oberen Etagen blickte man über ein Meer von Baumkronen in so ausgedehnte blühende Gelände hinein, wie man sie zwar in Berlin inmitten der Häuserquarre's glücklicherweise noch öfter antrifft, wo man sich jedoch immer wieder von Neuem verwundert, daß die Bauwuth und die Habgier der Menschen dergleichen bisher noch unangetastet ließen. Die Vortheile der Vegetation und des großen Flächenraums zeigten sich gleich hier wieder glänzend, denn der kräftige Sauerstoff, der unbeabsichtigt und unbezahlt im Hinterhause die Lungen der Unbemittelteren erfrischte, und den kein übler Geruch und keine anderen Miasmen trübten, welche sonst das enge Zusammenwohnen der großstädtischen Bevölkerung erzeugt, ließ sich gar nicht vergleichen mit der Luft, welche vorn die schönen vornehmen Balcons, Loggien und Erker umfächelte, obgleich auch diese nach einer breiten, mit hübschen jungen Bäumen bepflanzten Straße hinauslagen. Um in einer ähnlich gesunden Atmosphäre athmen zu können, wie sie hundert Schritte weit hinter ihrem Hause umsonst zu haben war, mußten die aristokratischen Bewohner des Vorderbaues die weitesten und theuersten Reisen machen.

Es war an einem herrlichen, sonnenleuchtenden Pfingstsonntag. Elise Frank saß am geöffneten Fenster in ihrer Wohnung, die vortheilhafter Weise nach der Gartenseite herauslag, und ließ Licht und Wärme voll einströmen. Die junge Schneiderin beugte sich über ein altes schwarzes Kleid, welches sie auf ihren Knieen hielt, und bemühte sich, die Schäden des eigenen dürftigen Fähnleins abwechselnd mit der Nadel oder Crönner'schem Fleckwasser auszubessern. Elise sah nicht aus, wie irgend Jemand, der irgendwelches Vergnügen vor hat. Obgleich die Uhr bereits um die zweite Nachmittagsstunde anzeigte, so war die junge Schneiderin doch auffällig im Rückstande mit ihrem Anzuge, und trug sogar noch ein Nachtjäckchen, allerdings das niedlichste Exemplar, das man sich denken konnte, aus rosa Parchend gefertigt und mit gestickten weißen Strichen besetzt. Ein dunkler einfacher Unterrock bildete des Mädchens übrige Toilette, und die zierlichen kleinen Füße steckten in Pantoffeln. Else's Physiognomie war noch weniger festtäglich. Das arme Ding ließ den Kopf hängen wie eine welke Blume. Nicht einmal die Locken hatte sich Else heute gebrannt; das schlicht zusammengerollte und dabei wegen seines ungleichen Wuchses in vielfache kurze Strähnen ausspringende Haar stand ihr leider gar nicht, denn es machte ihr feines Gesichtchen noch blasser und elender aussehend als sonst. Selbst die träumerischen, nußbraunen Augen, die sonst in Momenten der Anregung eine glänzende Lebhaftigkeit und bestrickende Schalkhaftigkeit zu entwickeln vermochten, waren so verdunkelt vom dichten Schleier des Unmuths, daß man ihren früheren Liebreiz kaum ahnte. Wie im Gegensatz zu dieser tiefen Hoffnungslosigkeit, die sich im gesammten Wesen des jungen Mädchens ausprägte, klangen die Töne froher Bewegung, nämlich das Gesumme und Gebrause des vergnügungssüchtigen Berlins — heute, wo dasselbe eine Völkerwanderung vollführte, wo sämmtliche Pferdebahnwagen Vorgespanne erhielten und wo fast die ganze Einwohnerschaft per Kremser, per Droschke oder zu Fuße nach auswärts eilte und ihrem Amusement nachjagte — gleich einer fernen Meeresbrandung ununterbrochen bis zur hochgelegenen Klause der kleinen Schneiderin empor.

Else hatte gestern auf einer Stelle bis nach elf Uhr Abends genäht, dann hatte sie den übrigen Theil der Nacht dazu verwenden müssen, um noch eiligst bei sich zu Hause eine elegante Pfingstrobe für eine üppige Bankiersfrau fertig zu machen. Erst gestern Morgen war sie dann ein Bischen eingenickt. Doch hatte sie sich früh wieder erheben müssen, um die festtägige Reinigung ihrer Wohnung vorzunehmen, woran sie durch das Uebermaß der Arbeit kurz vor Pfingsten verhindert worden war. Die fleißige kleine Hausfrau hatte heute schon den Fußboden gewaschen, Alles blank geputzt, reine Gardinen aufgesteckt und ihr ganzes Nestchen sauber und hübsch gemacht.

Die Ermüdung allein verstimmte Else jedoch keineswegs, und ihre Gesundheit ließ ausnahmsweise auch einmal nichts zu wünschen übrig. Ach, es war die Sorge, welche mit scharfen Zangen ihre Seele marterte, denn da lag er ja wieder vor ihr .... der lange, bange Sommer, wo sie immer so wenig verdiente!

Die Sommerzeit ist gewöhnlich die Schreckenszeit der Schneiderinnen, weil die Gesellschaftssaison dann aufhört und die meisten Herrschaften verreisen. Die Ausgaben gehen natürlich immer weiter — bekanntlich eine Haupteigenschaft derselben — doch die Einnahmen versagen plötzlich. Freilich „die Großen“, die Atelier-Besitzerinnen, die pflegen im Winter so viel zu erwerben, daß sie theilnehmen an der allgemeinen Reisemode, und gleich ihren vornehmen Brotgeberinnen per Rundreisebillet die Welt unsicher machen, oder einen der verführerischen großen Ertrazüge nach dem Süden benutzen, welche jetzt jeden Sommer zur „Erleichterung“ des reisenden Publikums im richtigen Sinne des Worts unternommen werden, um die Schweiz, Italien oder das, jetzt so moderne Oberbayern mit einer sechswöchentlichen Villegiatur zu beglücken.

Sparsamere Naturen folgen auch wohl dem Beispiel der in Berlin lebenden zahlreichen Musiklehrerinnen und weniger bemittelten Malerinnen, die sich alle Frühjahr in der Zeitung zu einem mehrmonatlichen Landaufenthalt ausbieten, „am liebsten auf einem Rittergute — mit Familienanschluß“, wofür dann „eventuell Gegenleistungen“ angeboten werden, und man sagt, daß die letzteren den weiblichen Mitgliedern der ländlichen Bevölkerung unendlich viel willkommener sein sollen, als wenn sie die künstlerischen „Gegenleistungen“ der erstgenannten Damen zu erdulden haben. So vermögen also die Meisten sich doch noch den Sommer leidlich zu gestalten, nur die armen „Kleinen“, die müssen zu Hause bleiben und saugen am Hungertuch — es ist halt überall derselbe Proceß in der Welt!

Zwei Säulen, auf denen Else sonst hauptsächlich ihre Sommereristenz aufbaute, waren ihr letzthin jählings zusammengebrochen. Gestern hatte man sie auf jener Stelle, wo sie bis elf Uhr Abends gearbeitet, in letzter Stunde mit der Mittheilung niedergeschmettert, daß man verreisungshalber ihrer Dienste in den nächsten zwei bis drei Monaten nicht wieder bedürfen würde. Dasselbe ließ die hochgestellte Dame heute Morgen durch ihren gallonirten Diener sagen, für welche sie noch Nachts die neue, elegante Pfingstrobe fertig gemacht hatte. Diese Dame namentlich war wegen ihres neunfachen Kindersegens, ihrem Reichthum zum Trotz, bisher niemals im Sommer verreist gewesen, und hatte Else stets viel beschäftigt, ja sogar dieselbe tage- und wochenlang auf ihrer herrlich eingerichteten Villa in Pankow beherbergt, und somit dem armen Mädchen panem et circensis zugleich gespendet. Nun rechnete sich die schier verzagende Else aus, daß sie möglicherweise höchstens nur ein halbes Dutzend Kleider anzufertigen haben würde bis Ende September....! Großer Gott, wovon sollte sie denn aber leben?

Sie sendete prüfend und traurig die Blicke in ihrer Wohnung umher. Dieselbe bestand eigentlich nur aus einem einzigen Zimmer, denn der Raum, worin das Bett hinter einer ausgenommenen Thür stand, deren Oeffnung eine ganz merkwürdig hübsche und kunstvoll aus bunten Seidenläppchen zusammengearbeitete Portiére verhüllte, war allerdings auch unter der stolzen „Pièce“ im Miethscontract aufgeführt, stellte jedoch nur einen geräumigen Alkoven vor. Noch ein buntes Gefäß gehörte ebenfalls zur Wohnung, so etwas, was man in Norddeutschland außerhalb Berlins „ein Loch“ nennt, worin Else ihr Gerüll aufbewahrte, woran es selbst im ärmsten und jüngsten Haushalte wunderbarer Weise selten fehlt. Eine Küche war nicht dabei, als Herd mußte der Ofen im Wohnzimmer dienen, den man übrigens recht practisch hierzu eingerichtet hatte. Nämlich dicht über der Feuerungsstelle waren die Kacheln herausgenommen und statt deren eine eiserne Platte mit drei Kochringen eingelegt worden, worauf der Wasserkessel und zwei Kasserollen Platz hatten. Die unschöne, wenigstens keineswegs salonmäßige Oeffnung des Ofens verbarg im Nichtbenutzungsfalle eine großartige Messingthüre mit zwei Flügeln, die ihn förmlich elegant erscheinen ließ. Ebenso sinnreich war die Wasserleitung versteckt, die natürlich für die Bewohner des vierten Stocks zu den Lebensbedingungen gehörte. Wie man sieht, war die innere Ausstattung der Räume für ihre Bestimmung bewundernswerth, nahezu herrschaftlich. Dieser Umstand veranlaßte es jedoch nicht allein, daß Jemand, der unbefangenermaßen zu Else Frank kam, weniger bei einer armen Schneiderin, als vielmehr bei einer höheren Beamten- oder Generalstochter einzutreten glauben konnte.

Außer einem großen alten Sopha und sechs einfachen soliden Stühlen, welche noch von Else's Eltern herstammten, war das Zimmer nämlich ganz vollgestellt von allerlei hübschen modernen Möbeln und übersäet mit vielen reizenden Handarbeiten und eleganten Nippesgegenständen. Jedwedes Stück hatte aber fast kostenlos das geschickte, fleißige Mädchen mit eigener Hand hergestellt, von der Meisterprobe der erwähnten schönen Portiere an bis zu den im Rahmen gearbeiteten langen Zwirngardinen vor den niedrigen Fenstern. Ueberdies war Else ein geborener Tapezierer, und hatte all' die zierlichen Tischchen und niedlichen Sessel, welche ursprünglich nur billige rohe Holzgestelle waren, überzogen, ausgepolstert und mit goldenen Nägeln beschlagen. Sogar ein moderner niedriger Roccoco-Wandschirm fehlte nicht, bemalt und beklebt mit stylvollen Figuren, von den Nadelkissen, Nähkörbchen, Mappen, kleinen und großen Ständern und einem hervorragend ausgeschmückten Bücherbrett — Else war nämlich eine feurige Verehrerin der schönen Literatur — erst gar nicht zu reden.

Manche aus Elses Umgebung waren geneigt, ihr diese Liebe zum Luxus, welche die junge Schneiderin, die kaum genug zu leben hatte, durch die Pflege dieses ihres Steckenpferdes, nämlich ihre Wohnung auf alle mögliche Weise auszuschmücken, arg zu verdenken. Aber man darf nie vergessen, wie sehr gerade Putzmacherinnen und Schneiderinnen mit den reichen Klassen in Berührung kommen, und daß der Luxus, den sie in diesen Regionen sehen, allemal eine gewisse Wirkung auf ihren Charakter ausüben muß. Bei den meisten wuchert übermäßig der Giftbaum der Putzsucht empor, sie fangen an, sich selbst wie große Damen anzukleiden und zu benehmen. Else war im Ganzen dazu zu bescheiden, doch ihr Sinn für das Schöne und Harmonische wurde lebhaft erweckt durch den Anblick der vielen schönen Einrichtungen, welche sie kennen lernte. Sie ahmte Einzelnes erst schüchtern nach, wozu ihr die Kundinnen großmüthig Stoffreste schenkten; dann aber regte sich mächtig in ihr die schöpferische Phantasie, und sie entwickelte ein förmliches Ingenium des Geschmacks. Zur Herstellungszeit der Sachen verwendete sie gewöhnlich den beschäftigungslosen Sommer, und es war doch gewiß klüger, in solcher Weise die Zeit zum Schmucke ihres Interieurs zu verwenden, als sich zu grämen oder Romane zu lesen. Selbstverständlich hing Elses ganzes Herz an den Erzeugnissen ihrer Kunst und Erfindungsgabe, sie hatte ja in dieselben ein Stück Leben mit hineingewebt, gestickt, gepolstert, lackirt und gehäkelt.

(Fortsetzung folgt.)

— Schamhaft. Lieutenant: Fräulein Ella, gestern hatte ich das Vergnügen, Sie in Ihrem dritten Jahre auf einer Photographie zu sehen. — Fräulein Ella: Wirklich, Herr Lieutenant? — Lieutenant: Gewiß, Ihre Mama hat mir selbst das Bild gezeigt. — Fräulein Ella (erröthend): Ich schäme mich ganz, Herr Lieutenant, daß ich einmal so klein gewesen bin.

— Man kann weit herkommen und doch nicht weit her sein.

Die Mutterliebe.

In tausendfachen Zügen überliefert uns die Geschichte, wissen uns Dichter und Schriftsteller zu melden von der unerschöpflichen Tiefe, von der Aufopferungsfähigkeit und Selbstlosigkeit der zartesten und edelsten Empfindung des menschlichen Herzens, der Mutterliebe. Ein ergreifender Vorfall, der sich in den jüngsten Tagen in Berlin zugetragen, sei als neuer Beitrag zu diesem — so lange es Menschen geben wird — unerschöpflichen Kapitel erzählt. In einem Bezirke wohnt eine bejahrte Beamtenswittwe mit ihrem Sohne, die den Gatten und Ernährer vor Jahren durch einen jähen Tod verlor und sich plötzlich auf eine mehr als bescheidene Pension angewiesen sah. Der Knabe hatte damals einige Klassen Latein absolvirt, er war stets der Erste in der Schule gewesen und sein Sehnen war es, zu studiren. Wie dies aber mit den knappen Mitteln durchsetzen? Die Mutter wußte sich Rath; sie setzte sich hin, nahm die Nadel zur Hand und nähte Tag und Nacht, darbte, hungerte — aber der Sohn konnte weiterstudiren. Nach einer prächtigen Matura betrat er die Universität, um sich zum Arzte heranzubilden. So war die Zeit des letzten Rigorosums herangekommen, in wenigen Tagen sollte er die letzte Prüfuag bestehen. Der Sohn studirte — die Mutter nähte Tag und Nacht. Um ganz ungestört zu sein, hatte der junge Mann sich in sein Zimmerchen eingeschlossen, er sagte der Mutter für einige Tage Adieu und sie respektirte die geistige Arbeit des Sohnes so sehr, daß sie gar nicht in seine Nähe ging. Eine Bedienerin brachte dem Emsigen Speise und Trank und verrichtete lautlos die nöthigsten Handdarreichungen. So vergingen zwei Tage. Am dritten Tage hatte die alte Frau das Unglück, sich bei der Arbeit mit der Nadel in den Finger zu stechen. Nach Verlauf einiger weniger Stunden war der Finger dick angeschwollen, die Frau empfand quälende Schmerzen und sie ließ einen Arzt holen.

Dieser besah den Finger und erklärte kategorisch, derselbe müsse sofort amputirt werden. In aller Stille ließ die Frau auf diesen Ausspruch des Arztes hin die Amputation an sich vollziehen; nicht einen Schmerzensschrei stieß sie aus, denn — der Sohn durfte ja nicht gestört werden! Und am andern Tage zeigte es sich dem Arzte, daß der Brand bereits den Arm, der gleichfalls zu schwellen anfing, ergriffen hatte — die einzige Rettung war, auch diesen zu amputiren. Wieder war es die dringende, flehentliche Bitte der Wittwe, den Sohn nichts wissen zu lassen; der Arzt aber verweigerte seine Einwilligung. Man mag sich den tödtlichen Schrecken, die furchtbare Verzweiflung des jungen Mannes vorstellen, der ahnungslos bei seinen Büchern gesessen, indessen seine von ihm abgöttisch geliebte Mutter so schweres körperliches Leid erduldet. Am nächsten Tage starb die alte Frau; der operative Eingriff hatte nicht mehr Hilfe bringen können. An ihrer Leiche stand, in bitterstem Schmerz aufgelöst, der Sohn. Er hatte das Rigorosum, das ihm Mutterliebe ermöglicht, glänzend bestanden — die arme Todte aber hatte das letzte Ziel ihres jahrelangen Ringens und Strebens nicht mehr erlebt.

— Der Philosoph Schelling besuchte im Jahre 1796, als Hofmeister zweier Barone von Riedesel, auf der Reise nach Leipzig Schiller in Jena und schrieb über ihn Folgendes in sein Tagebuch: „Ich habe Schiller gesehen und viel mit ihm gesprochen, aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunlich, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen nieder; was soll da ein Anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blicke, das ich noch bei Niemanden sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt vom Schiller, dem Schriftsteller, lieber als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihm Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgange.

— Hilfe in der Noth. Classiker citiren ist nicht Jedermanns Sache, und Manchem, mögen ihm auch noch so sehr Gedanken fehlen, stellt sich das Wort doch nicht zur rechten Zeit ein. War da — schreibt die „T. R.“ — vor Kurzem in einem der Residenz benachbarten Dorfe eine große Bauernhochzeit. Wie üblich, brachte der Pastor mit wenigen einfachen und herzlichen Worten die Gesundheit des neuvermählten Paares aus; andere Tischreden werden sonst von Niemand gehalten. Diesmal aber waren mehrere Herren aus der Stadt geladen, und siehe da, einer von den Großstädtern wollte den Bauern einmal zeigen, wie sehr er so einem Dorfpastor über sei. Mit gewaltigem Wortschwall begann er von den Frauen und ihren Tugenden zu reden, und sein Trinkspruch spitzte sich schließlich in der mit Stentorstimme gesprochenen Frage zu: „Denn wie sagt unser großer deutscher Dichter?“ — Aber ach — das Dichterwort vom „flechten und weben“ war ihm entfallen. Noch einmal die Frage — da erhebt sich im Hintergrunde des Saales eine Stimme: „Da möt Se usen Pastor mal fragen, de willt woll weiten.“ Aber der schwieg und schmunzelte. Mit letzter Kraft fragt der Redner zum dritten Mal: „Wie sagt unser großer Dichter?“ —Da ruft ein Anderer: „Jh — laten's em doch sagen, wat e will, willt man up bie Frunslüt mal anstöten!“—Und Hurrah überall! Hei hat recht, prost! Der Großstädter aber hielt auf selbigem Hochzeitsschmaus keine Rede mehr.

— Arbeit ist der Fluch der Menschheit und der Segen des Menschen.